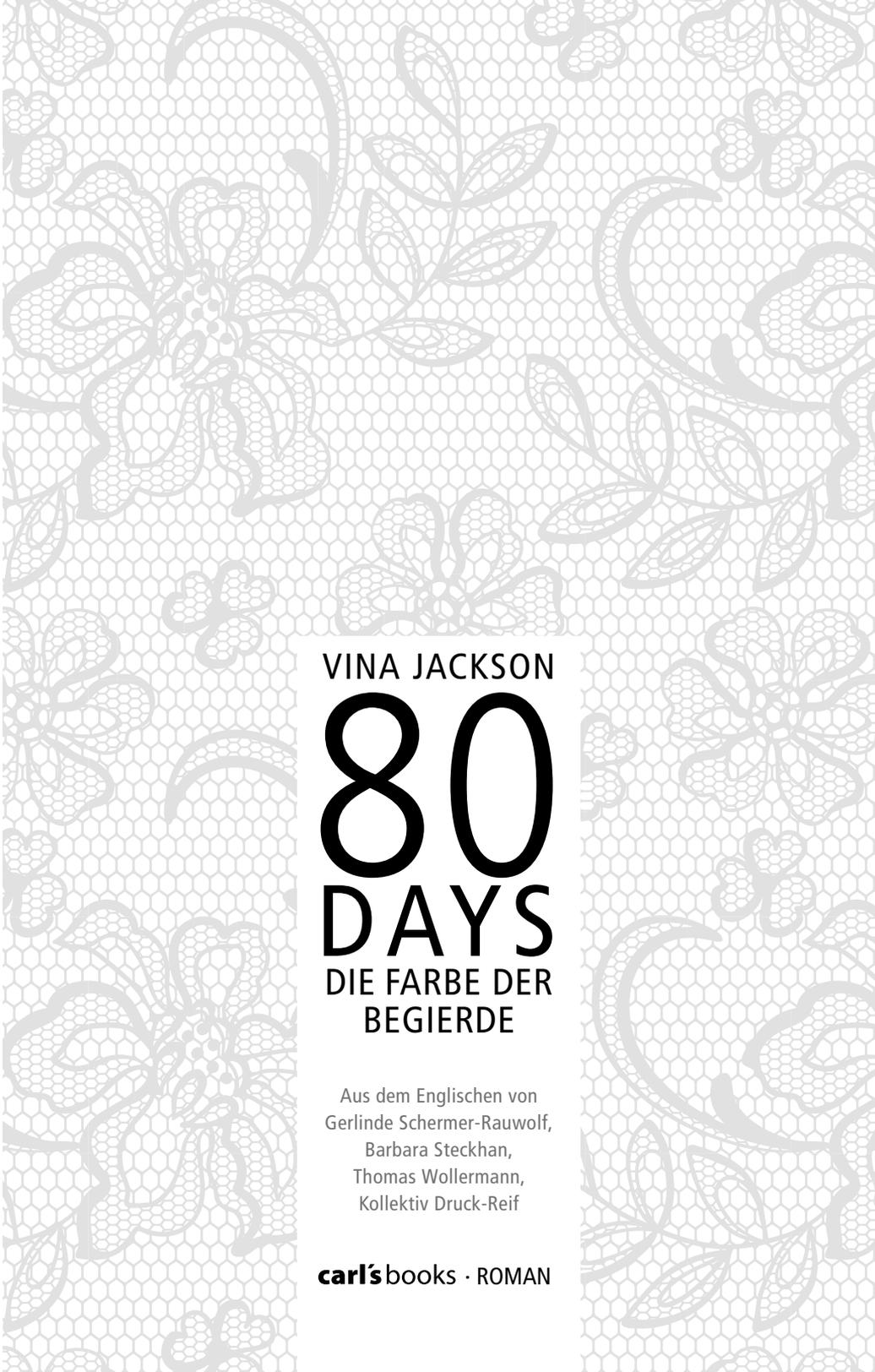


VINA JACKSON

80

DAYS

DIE FARBE DER
BEGIERDE



VINA JACKSON

80
DAYS
DIE FARBE DER
BEGIERDE

Aus dem Englischen von
Gerlinde Schermer-Rauwolf,
Barbara Steckhan,
Thomas Wollermann,
Kollektiv Druck-Reif

carl'sbooks · ROMAN

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Eighty Days Blue«
bei Orion Books Ltd, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Copyright © 2012 by Vina Jackson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by carl's books, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-570-58524-5

www.carlsbooks.de

AUSTERN AM ABEND

Mitten im Grand Central Terminal küsste er mich.

Er küsste mich wie ein Liebender – kurz, sanft und zärtlich, erfüllt von den Erinnerungen an einen Tag seliger Selbstvergessenheit, aber auch in dem Bewusstsein, dass uns nur noch eine gemeinsame Nacht in New York blieb. Über die Vergangenheit oder über die Zukunft hatten wir kein Wort verloren. Zu heikel, das Thema. Diese Tage und Nächte fielen einfach aus dem Rahmen der Realität, die man am besten vergaß, da sie einen ohnehin irgendwann wieder einholen würde.

In den nächsten vierundzwanzig Stunden aber würden wir nichts weiter sein als Liebende, ein ganz gewöhnliches Paar wie viele andere.

Noch eine Nacht und noch ein Tag in New York. Was danach geschah, stand in den Sternen.

Es schien passend, dass wir einen Teil unserer letzten Stunden im Grand Central verbrachten, einem meiner Lieblingsorte in dieser Stadt. Hier begegnen sich nicht nur Vergangenheit und Zukunft, sondern auch all die unterschiedlichen Elemente, die New York ausmachen – Reich und Arm, Punks und Broker von der Wall Street, Touristen und Pendler, kurz vereint, wenn sie auf dem Weg zu irgendeinem Ziel in ihrem Leben durch den Bahnhof hasten, um ihren Zug zu erwischen.

Wir befanden uns in der Haupthalle in der Nähe der berühmten nach vier Seiten zeigenden Uhr. Nach unserem Kuss hob ich den Kopf und sah mich um, wie ich es immer tat, wenn ich hier stand. Mir gefielen die hohen Marmor Pfeiler als Stützen der Gewölb Bögen und das Deckengemälde mit dem Sternenhimmel und den Tierkreiszeichen, die spiegelverkehrt gemalt waren, wie sie ein Engel oder Außerirdischer sehen würde, der aus den Tiefen des Weltalls auf die Erde blickt.

Das Bauwerk erinnerte mich an eine Kathedrale, nur dass ich angesichts meines gespaltenen Verhältnisses zur Religion weit mehr Zutrauen in die Kraft der Eisenbahn hatte, einem Symbol des nie versiegenden Strebens der Menschheit, zu immer neuen Horizonten aufzubrechen. Chris, mein bester Freund in London, sagte immer, man kenne eine Stadt erst dann richtig, wenn man mit ihren öffentlichen Verkehrsmitteln gefahren sei, und das galt sicher erst recht für New York. Im Grand Central kam alles zusammen, was ich an Manhattan liebte: Er war voller Verheißungen und geladen mit der pulsierenden Energie der dahineilenden Reisenden, ein wahrer Schmelztiegel von Menschen im Aufbruch. Die reich verzierten goldenen Kronleuchter verkündeten jedem Passanten, dass irgendwo hoch droben das Glück auf ihn wartete, auch wenn er jetzt nur noch einen Penny in der Tasche hatte.

In New York geschieht einem Gutes, das ist die Botschaft des Grand Central. Wenn man nur hart genug arbeitet, wenn man seine Träume in den Ring wirft, dann wird es das Schicksal eines Tages gut mit einem meinen und einem eine Chance bieten.

Dominik nahm meine Hand und zog mich durch die Schar der Menschen zu einer Passage, die in das Untergeschoss und in die Flüstergalerie führte. In London hatte ich es nie ge-

schafft, mir einmal die Flüstergalerie in der St. Paul's Cathedral anzusehen. Das gehörte zu der ellenlangen Liste der Dinge, die ich schon immer einmal machen wollte.

Dominik bat mich, in der Ecke vor einem Pfeiler unter der niedrigen Bogendecke stehen zu bleiben, und rannte zur gegenüberliegenden Ecke.

»Summer«, sagte er leise. Seine Stimme drang aus dem Pfeiler klar wie Glockenklang, als würde die Wand zu mir sprechen. Ich wusste, dass es mit der Architektur zusammenhing – die Schallwellen wurden offenbar über die Bogendecke von einer Säule zu der ihr gegenüberliegenden getragen – und dass nicht mehr dahintersteckte als eine kleine akustische Besonderheit. Trotzdem fand ich es irgendwie unheimlich. Dominik stand etwa fünfzehn Meter von mir entfernt und hatte mir den Rücken zugekehrt, wie konnte er mir da direkt ins Ohr flüstern?

»Ja?«, murmelte ich.

»Später will ich dich noch einmal lieben.«

Ich lachte, drehte mich um und sah zu ihm hinüber. Dominik grinste mich schelmisch an.

Er verließ seinen Platz, kam zu mir, nahm meine Hand und zog mich wieder in seine Arme. Sein Körper war angenehm fest, und weil er fast dreißig Zentimeter größer war als ich, konnte ich meinen Kopf an seine Schulter legen, selbst wenn ich Pumps trug. Dominik war nicht muskulös, er besuchte keine Sportstudios, oder zumindest hatte er das nie erwähnt, besaß aber einen schlanken, athletischen Körper und die geschmeidigen Bewegungen eines Menschen, der sich wohlfühlt in seiner Haut. Dieser New Yorker Spätsommer tag war heiß gewesen, mit einer Sonne so grell und stechend, dass man auf dem Pflaster Spiegeleier hätte braten können. Es war noch immer schwül, und obwohl wir vor unserem Auf-

bruch aus Dominiks Hotel geduscht hatten, spürte ich durch sein Hemd, wie erhitzt er war. In seiner Umarmung fühlte ich mich eingehüllt wie von einer warmen Wolke.

»Aber jetzt«, flüsterte er, »wollen wir erst mal was essen.«

Wir standen vor dem Eingang der Oyster Bar. Hatte ich Dominik schon von meiner Vorliebe für rohen Fisch und Meeresfrüchte erzählt, oder hatte er es kurzerhand mal wieder erraten? Ich hatte nicht übel Lust, ihm zu erzählen, dass ich Austern eklig fand, nur um ihm zu zeigen, dass er nicht immer recht hatte. Allerdings hatte ich mir schon seit meiner Ankunft in New York gewünscht, mal in der Oyster Bar zu essen, daher wollte ich mir diese Gelegenheit jetzt nicht entgehen lassen. Abgesehen davon sind mir Menschen, die keine Austern mögen, suspekt, und vielleicht erging es ihm genauso. Es wäre dumm, ihm eine Lüge aufzutischen, die mich dann vielleicht als Bumerang traf.

Das Lokal ist sehr beliebt, daher wunderte es mich, dass er so kurzfristig noch einen Tisch hatte reservieren können. Doch wie ich Dominik kannte, hatte er vielleicht schon früher reserviert und mir einfach nichts davon gesagt. Wir mussten dennoch etwa zwanzig Minuten auf unsere Plätze warten, und als es dann so weit war, brachte uns der Kellner auf der Stelle die Speisekarten und erkundigte sich nach unseren Getränkewünschen.

»Champagner?«, fragte Dominik. Für sich selbst bestellte er eine Pepsi.

»Ich hätte gern eine Flasche Asahi«, sagte ich zum Kellner. Dominik lächelte leise, als ich mich für das koreanische Bier entschied.

»Die Speisekarte erschlägt einen ja förmlich«, sagte Dominik. »Sollen wir mit Austern anfangen?«

»Willst du mich mit Aphrodisiaka abfüllen?«

»Ich kenne keine Frau, die das weniger bräuchte als du, Summer.«

»Das nehme ich als Kompliment.«

»Gut. War auch so gemeint. Irgendwelche besonderen Vorlieben bei den Austern?«

Der Kellner kam mit unseren Getränken. Ich lehnte das angebotene Glas ab, Bier muss man aus der Flasche trinken. Nach einem Schluck von dem kühlen Getränk widmete ich mich der Speisekarte.

Es gab hier sogar Austern aus Neuseeland, gezüchtet im Hauraki-Golf, gar nicht weit von meinem Geburtsort entfernt. Plötzlich verspürte ich eine leise Sehnsucht, einen Anflug von Heimweh, den Fluch des müden Reisenden. Auch wenn es mir irgendwo noch so gut gefiel, hin und wieder plagten mich die Erinnerungen an Neuseeland. Und Meeresfrüchte riefen sie besonders oft wach. Dann dachte ich an warme Tage und kühle Abende am Meer, wenn ich bei Ebbe mit den Füßen im weichen feuchten Sand nach Tuatua- und Pipi-Muscheln gesucht hatte, Schalentiere, die im Flachwasser von Sandstränden leben. Oder an den Imbiss in unserem Ort, wo ich mir freitagabends ein halbes Dutzend gebratene Austern holte, in einer weißen Papiertüte, mit Salz bestreut und mit einer dicken Zitronenspalte.

Ich bat den Kellner, mir hiesige Austern zu empfehlen, und bestellte ein halbes Dutzend, Dominik orderte das Gleiche. Heimweh oder nicht, ich war nicht um die halbe Welt bis nach New York gereist, um Meeresfrüchte aus dem Hauraki-Golf zu essen.

Als der Kellner in der Küche verschwand, ergriff Dominik meine Hand. Sie war unerwartet kühl, sodass ich unwillkür-

lich zusammenzuckte. Offenbar war das Glas, das er mit ihr gehalten hatte, richtig kalt, obwohl er seine Pepsi immer ausdrücklich mit wenig Eis bestellte.

»Sehnst du dich manchmal danach? Nach Neuseeland?«

»Ja. Aber nicht ständig. Nur wenn mich etwas an zu Hause erinnert – ein Wort, ein Geruch oder irgendetwas, das ich sehe. Mir fehlen nicht unbedingt meine Familie oder meine Freunde, weil ich mit ihnen telefoniere und maile. Aber ich sehne mich nach dem Land und dem Meer. An London hat mich gestört, dass es so flach ist. Nicht so platt wie manche Regionen Australiens, in denen ich gelebt habe, aber immer noch flach. In Neuseeland gibt es jede Menge Berge.«

»In deinem Gesicht kann man lesen wie in einem offenen Buch. Du gibst viel mehr von dir preis, als du glaubst. Und das nicht nur in deiner Musik.«

Dominik war enttäuscht gewesen, dass ich die Geige nicht dabei hatte, als ich von meiner Wohnung zu ihm ins Hotel zurückgekehrt war. Deshalb hatte ich ihm versprochen, sie zu holen und noch vor seiner Abreise für ihn zu spielen. Er hatte einen Nachtflug gebucht und wollte am nächsten Tag gegen sechzehn Uhr mit dem Taxi zum Flughafen fahren, um nach London zurückzufliegen, zu seinen Pflichten an der Universität und zu seinem Haus voller Bücher in der Nähe der Hampstead Heath. Meine freie Woche neigte sich dem Ende zu, am Montag würden die Orchesterproben für unser nächstes Konzert beginnen.

Wie es mit uns weitergehen sollte, hatten wir nicht besprochen. Vor meinem Umzug nach New York hatten wir in London eine lockere Affäre gehabt, eine Beziehung ohne feste Strukturen. Dominik hatte mir erklärt, ich sei frei, meine eigenen Erfahrungen zu sammeln, solange ich ihm hinterher in

allen Einzelheiten davon berichtete. Mir hatte das gefallen. Es machte mich an, ihm zu erzählen, was ich alles angestellt hatte, und manchmal ließ ich mich auf Sachen ein, nur um sie ihm später gestehen zu können. Dominik wusste das natürlich nicht. Er war für mich der Beichtvater, den ich nie gehabt hatte. Meine Schilderungen hatten ihn amüsiert und manchmal erregt, bis zu jenem Abend, an dem er mich mit Jasper sah und zwischen uns erst einmal alles aus war.

Von Victor, dem Mann, mit dem ich mich in New York eingelassen hatte, erzählte ich ihm allerdings nichts, ich hatte auch keine Ahnung, wie ich ihm diese Geschichte beibringen sollte. Victors Spiele waren weit perverser als Dominiks Neigungen. Victor hatte mich sogar versteigert und seinen Bekannten erlaubt, mich ganz nach ihrem Geschmack zu benutzen. Ich hatte mitgespielt, das meiste sogar genossen. Sollte ich Dominik davon erzählen? Ich war mir unsicher. Vor gerade mal achtundvierzig Stunden hatte ich mich noch auf Victors Party befunden, auf der er mich für alle Zeiten als seine Sklavin und seinen Besitz hatte markieren wollen. Ich hatte mich geweigert und war gegangen. Lebenslang ein Zeichen zu tragen, war mir dann doch zu viel. Inzwischen schien mir das Ganze allerdings schon eine Ewigkeit her zu sein. Meine Stunden mit Dominik hatten – zumindest für den Augenblick – alles ausgelöscht, was Victor an Nachgeschmack hinterlassen hatte. Außerdem kannten sich Dominik und Victor aus London, wie ich unterdessen wusste, das machte die ganze Angelegenheit noch heikler.

»Wie läuft's in London?«, fragte ich, um das Thema zu wechseln.

Obwohl ich in den Restaurantkritiken gelesen hatte, dass man hier ewig auf die Bedienung wartete, brachte man uns

bereits unsere Speisen. Auf einer großen weißen Platte lagen, wie Juwelen im Kreis angerichtet, ein Dutzend geöffnete Austern und in der Mitte zwei Zitronenhälften, die zum Schutz vor losen Kernen in ein Stück weißes Musselin gehüllt waren, als könnte ein böser Zitronenkern, der sich aus dem Fruchtfleisch stahl, genügen, uns den ganzen Genuss zu verderben.

Dominik zuckte die Achseln. »Du hast nicht viel verpasst. Ich habe gearbeitet, meine Vorlesungen gehalten und in der freien Zeit ein paar Aufsätze verfasst, also viel geschrieben.« Er sah auf, blickte mir in die Augen, zögerte kurz. »Du hast mir gefehlt«, fuhr er fort. »Wir müssen demnächst mal über alles reden. Aber jetzt wollen wir erst unser Essen genießen. Probier deine Austern.«

Dominik nahm eine der Schalen von der Platte, legte sie auf die Hand und schob sich mithilfe einer feinen silbernen Gabel das Austernfleisch geschickt in den Mund. Es hatte recht kraftvoll ausgesehen, als er sie mit Zitrone beträufelt hatte – er zerquetschte die Frucht eher, als dass er sie ausdrückte, bevor er mit zwei resoluten Drehungen schwarzen Pfeffer aus der Mühle darüberstreute. Und ebenso gezielt und entschlossen hatte er sich jetzt das Austernfleisch in den Mund befördert, ohne das kleinste Stückchen oder ein Tröpfchen Saft zu verlieren.

Ich ließ die Gabel liegen und schlürfte die Auster direkt aus der Schale. Ich mochte es gern, wenn das glitschige Fleisch ohne störendes Besteck nass auf meine Zunge traf und mir der salzige Saft über die Lippen rann.

Als ich aufsah, merkte ich, dass Dominik mich beobachtete.

»Du isst wie ein wildes Tier!«

»Das ist nicht das Einzige, was ich so mache.« Der Anflug eines frechen Lächelns huschte mir übers Gesicht.

»Das kann ich nur bestätigen. Und das gefällt mir an dir. Du nimmst dir, was du willst, was immer es auch ist.«

»In Neuseeland ist das die feine Art, Meeresfrüchte zu essen. Manche Leute beißen da den Pipi-Muscheln, die man am Strand findet, gleich lebendig die Zunge ab, die sie aus dem Gehäuse strecken.«

Dominik lächelte. »Und gehörst du auch zu den Leuten, die in lebendige Meerestiere beißen?«

»Nein, das bringe ich nicht fertig. Ich finde das barbarisch.«

»Aber du hast andere dafür bewundert, oder?«

»Ja. Ja, das habe ich.«

Ich nehme an, das gehört dazu, wenn man von Natur aus mit Widerspruchsgeist ausgestattet und eine Rebellin ist. Denn je mehr sich an einer Essgewohnheit die Geister scheiden, desto mehr kann man davon ausgehen, dass ich mit den Radikalen sympathisiere oder sie zumindest leise bewundere.

»Wollen wir ein bisschen bummeln?«, fragte Dominik, nachdem er sich bei den Kellnern bedankt hatte. Sie hatten uns sehr herzlich einen schönen Abend gewünscht, Dominik hatte auch ein großzügiges Trinkgeld gegeben. Irgendwo hatte ich mal gelesen, man könne einen Mann danach beurteilen, wie er Tiere, seine Mutter und Kellner behandelt. Nun, Letzteres konnte ich bei Dominik eindeutig unter der Spalte »Vorzüge« abspeichern.

Ich warf einen Blick auf meine schwarzen Lack-Stilettos. Schuhe zum Wechseln hatte ich nicht, denn ich hatte meine schickste Handtasche dabei, und darin war kein Platz dafür.

»Wir können ein Taxi nehmen, wenn dir die Füße wehtun«, sagte er.

»Gerne, denn das sind wirklich keine Wanderschuhe.«

Ich dachte, er würde sich gleich auf den Weg machen, um nach einem Taxi zu winken, doch stattdessen griff er nach meiner Hand und zog mich stürmisch zu sich heran. Er drängte mich an die Außenwand des Lokals, dort, wo die Treppen zum Ausgang Richtung East 43rd Street sind, und strich mir mit den Händen über den Körper, um sie schließlich auf meinen Hintern zu legen. Ich meinte, in seiner Hose eine Schwelung zu spüren, und wollte, um sicherzugehen, danach tasten, doch er gab mir einen Klaps auf meine suchenden Finger. Verdammt. Mit seiner Art, mich in Fahrt zu bringen und dann hängen zu lassen, trieb er mich immer wieder in den Wahnsinn. Ich konnte es kaum erwarten, ins Hotel zurückzukommen.

»Du bist sie schneller los, als du denkst, dafür werde ich schon sorgen«, sagte er, als er mich freigab. Er bemühte sich erst gar nicht zu flüstern.

Eine Frau mittleren Alters in der inzwischen mächtig angewachsenen Schlange vor der Oyster Bar, die eine beigefarbene Hose, Pumps aus falschem Schlangenleder und trotz der Hitze eine rosa Strickjacke trug, schnalzte missbilligend mit der Zunge.

Dominik hakte mich unter, und wir wandten uns in die 42nd Street Richtung Park Avenue. Um uns herum tobte das Leben mit den üblichen Partygängern, Touristen, Showgirls und Schaulustigen, allesamt aufgeputzt und auf der Suche nach ein bisschen Unterhaltung am Samstagabend. Für die meisten hatte der Spaß gerade erst begonnen, und sie wirkten wie aufgeladen und elektrisiert von den hellen Lichtern und flimmernden Leuchtreklamen, den vorbeirauschenden Autos, und der Times Tower reckte sich über uns in den Himmel wie

ein gigantischer, knallbunter Stinkefinger, eine Botschaft an die respektableren Viertel der Stadt.

»Hast du immer noch Lust, dir ein Musical anzusehen?«, fragte ich in der Hoffnung, er würde Nein sagen. Unser Plan für den Abend war es gewesen, wie typische Touristen in ein Broadway-Theater zu gehen. Sicher, wir waren fast den ganzen Tag miteinander im Bett gewesen, doch ich hatte noch nicht genug und wollte unsere letzte Nacht nicht ungenutzt verstreichen lassen.

»Eine Darbietung von dir wäre mir lieber.« Dominiks Augen funkelten, und mein Herz schlug ein bisschen schneller, als ich daran dachte, wie sehr ihn all die Privatkonzerte erregt hatten, die er organisiert und bei denen ich in verschiedensten Graden von Nacktheit für ihn gespielt hatte. Ich dachte an die kostbare Geige, die Bailly, die er für mich gekauft hatte, nachdem mein altes Instrument zu Bruch gegangen war. Als Gegenleistung hatte er lediglich verlangt, dass ich Vivaldi für ihn spielte – nackt. Und ich erinnerte mich, wie er mich nach meinem ersten Konzert in einer Londoner Krypta an Ort und Stelle gevögelt hatte. Anschließend hatte er mich in sein Haus in Hampstead mitgenommen, wo ich mich auf seinen Wunsch hin selbst zum Orgasmus brachte, während er auf seinem Bürostuhl saß und zusah.

Wir standen zwischen den unzähligen in alle Richtungen eilenden Passanten an der Kreuzung. Hätte jemand diesen Augenblick in einer Langzeitbelichtung festgehalten, so wären darauf wahrscheinlich nur Dominik und ich als klare Umrisse zu sehen gewesen, inmitten einem Wirbel von Farben, als wären wir die einzigen Menschen in den Straßen von New York und alle anderen nur unscharfe Schatten, einer so gesichtslos wie der andere.

Wir gingen ein ganzes Stück den Broadway entlang, am Union Square vorbei, bogen ab zum University Square und vermieden den verblichenen Glanz und Glamour der Fifth Avenue. Als wir mein Haus erreicht hatten, war der Schmerz in meinen Füßen nahezu unerträglich geworden, trotz der beiden Bier, die ich zum Essen getrunken hatte, und der prickelnden Freude, neben Dominik herzzugehen. Er hatte mich untergehakt, und zumindest in dieser Nacht und für den kommenden Tag schienen alle meine Sorgen weit fort.

Dominik wusste es nicht, aber wir standen vor dem Haus, in dem ich mir eine Wohnung mit einem kroatischen Paar teilte. Marija und Baldo, zwei Blechbläser, spielten in meinem Orchester und waren abends meist unterwegs. Wenn sie mal daheim blieben, beherrschten sie die Wohnung mit den Geräuschen ihres Liebesspiels, dem schweren Atmen, dem Quietschen ihres Betts und Marijas Stöhnen, so laut, dass ich neidisch wurde, obwohl sie womöglich nur so tat. Eigentlich ging ich davon aus, dass die beiden ein Ehepaar waren, aber ganz genau wusste ich das nicht – wie auch immer, eine »wilde Ehe« war es bei den beiden so oder so. Vielleicht hatten sie sich auch gerade von ihren jeweiligen Partnern getrennt, eine mögliche Erklärung für ihre offenbar nie verlöschende Leidenschaft.

»Ich könnte meine Geige holen«, sagte ich, »und mein Versprechen einlösen, noch einmal für dich zu spielen.«

Dominik stand hinter mir. Er rückte näher an mich heran, sodass ich seinen festen Körper an meinem Rücken spürte. Zugleich strich er mir mit der Hand zärtlich an der Innenseite des Oberschenkels entlang.

»Gerne. Ich warte hier, wenn du willst«, flüsterte er mir ins Ohr.

Er klang ausgesprochen entspannt und ein bisschen amüsiert. Vor Aufregung zitterten meine Hände so sehr, dass ich ewig mit dem Schlüsselbund herumhantieren musste, bis es mir gelang, die Eingangstür aufzuschließen, und er genoss es offensichtlich, eine solche Wirkung auf mich zu haben.

»Nein«, sagte ich, »komm mit rein. Es ist Samstagabend, meine Mitbewohner sind wahrscheinlich ausgeflogen. Wenn nicht, mache ich dich mit ihnen bekannt. Sie sind nett und haben nichts gegen Besuch.«

Ich weiß nicht, wann ich zum letzten Mal einen Mann mit zu mir in die Wohnung genommen hatte. Weder Dominik noch Darren, der Typ, mit dem ich in London sechs Monate lang zusammen war, ehe ich Dominik begegnete, hatte mich zu Hause besucht. Und wenn ich solo war und mir mal einen Typen aufgabelte, bestand ich stets darauf, zu ihm zu gehen.

Dabei konnte ich nicht einmal sagen, warum ich in dieser Hinsicht so zugeknöpft bin. Es ist mir wichtig, meinen Privatbereich zu schützen. Außerdem bin ich unordentlich und hasse das Pendlerdasein, darum lebe ich lieber in der teuren Innenstadt in einer kleinen, aber billigen Wohnung, als mir irgendwo in einem günstigeren Vorort etwas Größeres zu mieten und jeden Tag mit der U-Bahn fahren zu müssen. Ich hatte nur ein winziges Zimmer in dieser Wohnung im East Village; um mehr Platz zu haben, hätte ich nach Brooklyn umziehen müssen. Weil Marija und Baldo den Großteil der Wohnung für sich beanspruchten, zahlten sie gemeinsam auch zwei Drittel der Miete. In meinem kleinen Zimmer war nicht mehr als ein schmales Bett, ein Ständer mit all meinen Kleidern und den Schuhen darunter, einige Fotos von zu Hause und ein paar verstreute Bücher. Ich besaß weder einen Schreibtisch noch irgendein weiteres Möbelstück. Seit ich aus Neuseeland weg-

gegangen war, hatte ich darauf geachtet, stets nur mit leichtem Gepäck zu reisen. So konnte ich ohne große Umstände überall mein Zeug zusammenpacken und weiterziehen. Wenn ich mehr Sachen habe, als in einen Koffer passen, werde ich nervös.

Ich stieß die Wohnungstür auf, tastete an der Wand nach dem Lichtschalter und warf meine Handtasche auf die Küchenanrichte.

»Hallo?«, rief ich, nahm Dominik bei der Hand und zog ihn hinein.

In der Küche blieb er stehen und sah sich um. Ich klopfte leise an die Tür des Pärchens. Keine Antwort.

»Sie sind ausgegangen.«

»Gut«, sagte er. Er kam zu mir, griff mir ins Haar und zog sanft daran. Dann wirbelte er mich urplötzlich herum, sodass ich mit dem Gesicht vor dem Erkerfenster des Wohnzimmers stand, das auf den kleinen Gemeinschaftsgarten unseres Blocks hinausging. Draußen war es stockdunkel geworden, und da wir die Lichter angeschaltet und die Jalousien noch nicht heruntergelassen hatten, konnten alle, die zufällig gerade auf eine Zigarettenlänge in dem handtuchgroßen Garten saßen oder am Fenster standen und zu uns herüberblickten, zwar nicht unbedingt Einzelheiten, aber immerhin doch unsere Umrisse erkennen: mich in meinem kurzen schwarzen Kleid und Dominik in Schlips und Kragen. Wir hatten uns beide fein angezogen, weil wir nicht wussten, ob wir nicht später noch spontan in eine der schickeren Bars New Yorks gehen würden. Dominik sah gut aus im Anzug, nicht so offiziell wie diese Managertypen, sondern als bewahre er die Kleidungsstücke seit zehn Jahren bei sich im Schrank auf, um sie ein-, zweimal im Jahr für Hochzeiten oder Beerdigungen hervorzu-

holen. Dominik hatte eine gewisse Lässigkeit und das Selbstvertrauen eines Menschen, der mit sich selbst im Reinen ist. Eigentlich sah er immer gut aus, egal was er trug. Ein lockerer Typ eben.

Doch unter dem makellosen Lack der Höflichkeit verbargen sich äußerst schmutzige Gedanken. Und diese dunkle Seite hinter der gesellschaftlichen Fassade war der Grund, weshalb ich mich mit ihm nicht langweilte und nicht weiterzog – wie ich es sonst bei anderen Männern nach ein paar Monaten tat.

Als ich auf den winzigen Hof und die Lichterkette blickte, die jetzt wie ein Schwarm Glühwürmchen flimmerte, fragte ich mich, was Dominik wohl als Nächstes vorhatte. Wollte er mich ans Fenster drängen? Mich auffordern, ich solle mein Kleid bis zur Taille hochziehen, und dann zurücktreten, um meinen Hintern zu betrachten? Mich vor den Augen der Nachbarn vögeln, die vielleicht gerade aus dem Fenster spähten? Er hatte mir bisher noch nicht die Hand unter das Kleid geschoben, und sollte es ihm beim Streicheln meines Pos bisher nicht aufgefallen sein, wusste er noch nicht, dass ich meinen Slip daheim gelassen und im Lauf des Abends immer wieder den kühlen Luftzug genossen hatte, der zwischen meinen Beinen hindurchfuhr.

»Zieh deine Strümpfe aus«, sagte er. »Aber ohne die Knie zu beugen. Und dreh dich nicht zu mir um.«

Ich konnte hören, dass er lächelte. Er hatte seine Freude daran, ein neues Spiel auszuprobieren, eines, das mich scharf machte. Das Erregende war die Abwechslung, die Überraschung. Solange ich nicht wusste, was als Nächstes kommen würde, war ich wie gebannt. Ich hörte auf zu denken, entspannte mich und fieberte nur noch darauf, seiner nächs-

ten Anweisung zu folgen. Ich vergaß die Wäsche, die ich in die Waschmaschine stecken wollte, die Orchesterproben in der kommenden Woche, das Datum der nächsten Gehaltszahlung und welche Rechnung ich als erste bezahlen musste. Der Klang von Dominiks Stimme spülte alles andere aus meinem Kopf, und je mehr ich das Denken abstellte, desto schärfer wurden meine Sinne. Sie waren hellwach, sodass mich die leichteste Berührung, der sanfteste Hauch auf meiner Haut vor Verlangen fast wahnsinnig machte.

Halterlose Strümpfe auszuziehen, ohne die Knie zu beugen, ist schwerer, als man es sich vorstellt. Ich zog mein Kleid hoch, sodass Dominik freien Blick auf mein nacktes Fleisch hatte, und schob den Daumen unter die Spitzenbordüre an der Grenze zu meinem nackten Oberschenkel. Dann schob ich den Strumpf nach unten und spreizte die Beine so weit, dass ich, als ich in der Taille abknickte, bis an die Zehen greifen konnte, während ich die Beine aber vollkommen durchstreckte. Ich verlagerte mein Gewicht auf ein Bein und schlüpfte vorsichtig und rasch aus einem Stiletto, um mir den Strumpf über Ferse und Zehen zu rollen, und schob den Fuß dann wieder in den Schuh. Das wiederholte ich mit dem anderen Bein.

»Gib sie mir.«

Ich streckte die Hand nach hinten, ohne den Blick vom Fenster abzuwenden. Noch immer hatte ich keine Ahnung, was als Nächstes passieren würde.

»Reich mir deine Hände.«

Obwohl er es mir nicht ausdrücklich untersagt hatte, drehte ich mich auch jetzt nicht um. Dominik meinte seine Anweisungen stets wörtlich und hätte es mir gesagt, wenn er mich von vorn sehen wollte. Also blieb ich, wie ich war, die Beine

gespreizt, das Gesicht zum Fenster gewandt, die Schultern zurückgeschoben, die Arme nach hinten gestreckt, die Hände im Rücken gefaltet, die Daumen auf meinem Po gerichtet.

Die Strümpfe ergaben ausgezeichnete Handschellen, obwohl das Material etwas dehnbar war. Dominik benutzte sie alle beide. Er band mit kunstvollen Knoten meine gekreuzten Handgelenke zusammen, aber so, dass der Blutfluss nicht unterbunden wurde. Selbst mit Drehen und Winden würde ich mich nicht befreien können. Wenn ich es ernsthaft versucht hätte, wäre ich die Fesseln vielleicht losgeworden, aber welchen Reiz hätte das haben sollen? Mir gefiel die Vorstellung, Dominiks Willen ausgeliefert und freiwillig seine Gefangene zu sein, die tat, was er wollte.

Er legte mir die Hände auf die Schultern und drehte mich herum, sodass ich ihm in die Augen sah. Die Schmerzen in meinen Füßen nach dem endlosen Marsch in meinen High Heels wurden inzwischen zu etwas Angenehmem, zu einer prickelnden Erinnerung, dass ich Dominik meinen Körper zum Gebrauch überlassen hatte und er nun über meine Empfindungen bestimmte.

Schon früher hatte ich überlegt, wie es wohl wäre, wenn ich diese Einstellung auch auf andere Bereiche meines Lebens übertragen würde. Es kam mir so vor, als könnte ich dann einfach alles erreichen. Einmal in Fahrt, fühlte ich mich wie ein Zug auf einem Gleis, der ohne Wenn und Aber und ohne Rücksicht auf irgendwelche Unannehmlichkeiten sein Ziel ansteuert. Doch Unterwerfung war nicht überall möglich, wo es mir lieb gewesen wäre. Ich brauchte dafür einen Auslöser. Als ich heranwuchs, hatte ich einen Geigenlehrer, Mr. van der Vliet. Er hatte mich nie anders angefasst als ein Lehrer seine Schülerin, doch aus unerklärlichen Gründen war mir derart

daran gelegen, ihm zu gefallen, dass ich mit dem Üben gar nicht mehr aufhören wollte. Jetzt war es Dominik, der diese Macht über mich ausübte – allerdings nur deshalb, weil ich sie ihm übertragen hatte.

Ohne meine Augen aus dem Blick zu lassen, ging er in die Knie und fuhr mir mit der Hand über die nackte Haut von der Ferse bis zum Oberschenkel, erst an dem einen Bein, dann am anderen, und machte erst dort halt, wo mein Slip gewesen wäre, wenn ich einen getragen hätte. Seine Augen waren hart wie Granit, hatten jenen Ausdruck, den sie annahmen, wenn er von seiner Lust in einen Bereich fortgetragen wurde, in dem bewusstes Denken ausgeschaltet ist und wo nur noch der Körper regiert, sofern man es ihm gestattet.

Mein Atem klang immer abgehackter. Ich war verzückt, wenn er so etwas tat, wirklich, und jedes Mal, wenn seine Hand in die Nähe meiner Möse kam, wünschte ich nichts sehnlicher, als dass er den Finger in mich hineinschob. Geduld war noch nie meine hervorstechendste Eigenschaft gewesen.

Er richtete sich auf, trat hinter mich und packte mich an meinen Handfesseln, als wären die Strümpfe ein praktischer Griff. Ich taumelte, als er mich nach hinten zog und ich ihm mit klappernden Absätzen zwangsweise über den polierten Holzboden folgte.

Er stieß mich bäuchlings aufs Bett. Meine Hände waren noch immer fest zusammengebunden. Ich drehte den Kopf zur Seite, um Luft zu bekommen, und sah aus dem Augenwinkel, dass er sich neben dem Kissen hinkniete und unter dem Bett nach etwas tastete. Ein zufriedenes Lächeln trat auf sein Gesicht, als er die Flasche mit dem Gleitmittel und die Packung Kondome fand, die ich dort aufbewahrte. Nicht unbe-

dingt ein Geheimfach, dachte ich. Vielleicht unterschied ich mich doch nicht so sehr von anderen Frauen, oder Dominik traf sich immer mit dem gleichen Typ. Er schob mir das Kleid weiter in die Höhe, sodass es sich um die Taille bauschte und er meinen nackten Arsch vor sich hatte. Er holte tief Luft, als würde ihm erst jetzt aufgehen, dass ich den ganzen Abend mit ihm verbracht hatte, ohne unter meinem kurzen schwarzen Kleid einen Slip zu tragen.

Erwartungsvoll spannte ich die Muskeln an, als ich hörte, dass er seinen Gürtel öffnete. Entweder wollte er mir mit dem Leder auf den Hintern schlagen oder sich einfach nur die Hose ausziehen, um mich zu ficken. Beides war mir recht – vorausgesetzt, das andere folgte danach. Daher regte ich mich nicht, sondern wartete auf seinen nächsten Zug, den er, wie ich hoffte, möglichst bald machte, weil ich nämlich sonst demnächst explodieren würde.

Andererseits wollte ich Dominik nicht die Genugtuung gönnen, dass ich darum bettelte. Doch ich sehnte mich so sehr danach, ihn in mir zu spüren, dass es mir vorkam, die Zeit stünde still. Jede Sekunde, in der ich auf seine Berührung wartete, schien sich zu einer Stunde zu dehnen.

Ich fühlte mich wie auf Messers Schneide, für alle Ewigkeit gefangen auf dem schmalen Grat zwischen Lust und Erfüllung. Ich genoss dieses Gefühl und hasste es zugleich. Wann immer Dominik zurückwich, wuchs mein Verlangen ins Unermessliche; doch kaum berührte er mich, brachte er mich näher an die Befriedigung und an den Augenblick, in dem dies alles vorüber war.

Auch er wusste das. Zwar hatte ich aus Stolz versucht, meine Reaktionen abzuschwächen, doch offenbar hatte er mich bei unseren früheren Begegnungen genau beobachtet, und jetzt

konnte er auf mir spielen wie auf einem Instrument. Ich befand mich nicht uneingeschränkt in seinem Besitz und würde es auch nie sein, doch solange wir zusammen im Bett waren, besaß er meinen Körper, ob ich es nun wollte oder nicht.

Ich war Dominik auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Als ich hörte, dass eine Packung aufgerissen wurde und er mit dem Gleitmittel hantierte, fuhr ich erschreckt hoch.

Endlich spürte ich seinen Finger in mir, erst einen, der mich erkundete, dann einen zweiten, dann noch einen, bis ich meinte, mehr würden nicht hineinpassen. Ich versuchte, mich Dominik entgegenzustrecken, beugte die Knie, um mich vom Bett hochzudrücken, um mich in Richtung seiner Hand zu stemmen. Doch da mir die Hände gebunden waren und ich flach auf dem Bauch lag, blieb mir nichts anderes übrig, als mich hilflos zu winden wie eine Raupe oder wie ein aufgespießter Schmetterling auf dem Tisch eines Insektenforschers.

Dominik war erstaunlich still hinter mir. Wahrscheinlich ergötzte er sich an meinem Anblick, während ich versuchte, mich aus meiner misslichen Lage zu befreien. Halb nackt fühlte ich mich noch ausgelieferter als komplett ausgezogen. Es kam mir viel pornografischer vor, oben verhüllt und unten nackt zu sein, als wirkten meine entblößten Pobacken und meine Möse noch anstößiger, wenn meine Brüste verhüllt waren. Sich halb nackt präsentieren, das war etwas für Perverse, für alte Männer, die in Hemd und mit heruntergelassener Hose an Bushaltestellen ihren Mantel aufklappten. Auf das Geheiß eines anderen hatte Halbnacktheit einen Beigeschmack von Demütigung und vermittelte das Gefühl, nicht mehr Herr seiner selbst zu sein.

»Beine breit!«, kommandierte er.

Ich gehorchte.

»Weiter!«

Ich spürte ein Reißen in meinen Oberschenkeln, denn es fehlte nicht viel, und ich hätte einen Spagat gemacht. Ich war noch immer auf den Knien, mit der Brust auf dem Bett, und hatte die Hände im Rücken, sodass ich nur mit Mühe das Gleichgewicht halten konnte. Dominik hockte sich auf den Boden und fuhr mit der Zunge ganz sanft von meiner Kniekehle die Innenseite meines Oberschenkels hinauf, erst an dem einen Bein, dann am anderen. Doch knapp vor meiner Möse hielt er inne und drückte seinen Mund an meine Scham, sodass ich an meinen Lippen seinen heißen Atem spürte.

Ich schob mich noch ein Stückchen weiter nach hinten, um seiner Zunge näher zu kommen.

»O nein! Lass das! Rühr dich nicht.«

Obwohl ich mich nach Kräften beherrschte und ungerührt erscheinen wollte, begann ich, zu stöhnen und mich leicht vor und zurück zu wiegen.

»Du willst mich, nicht wahr?«, reizte er mich weiter.

Er klang spöttisch. Unter anderen Umständen hätte ich ihm jetzt einen Klaps gegeben, doch da nun mein ganzer Körper in Flammen stand, hätte ich alles getan, damit er mich nur berührte, selbst wenn ich dafür auf allen vieren zu ihm kriechen und ihn anflehen musste.

»Ja.«

»Ja? Das klingt nicht besonders überzeugend. Vielleicht sollte ich rausgehen, bis du dir ganz sicher bist.« Er stand auf und trat vom Bett zurück.

»Nein, bitte, geh nicht! Ich will dich mehr als alles auf der Welt.«

»Schon besser. Und wenn ich dir deine Wünsche erfülle, was tust du dann für mich?«

»Was du willst. Ich tu alles, was du willst! Bitte, fick mich. Ich halte es nicht mehr aus!«

»Alles, was ich will? Du solltest mit deinen Versprechungen vorsichtiger sein. Ich könnte dich beim Wort nehmen.«

»Mir egal. Bitte, bitte, fass mich an!«, winselte ich. Meine Lust hatte mir jeden Stolz genommen.

Er kam wieder zurück. Und schob sich in mich hinein, aber nur ein Stückchen. Dann hielt er inne.

Ich biss vor Verzweiflung in den Bettüberwurf.

»Fleh mich an«, forderte er leise. »Sag mir, was du willst.«

»Fick mich, bitte! Um Himmels willen, fick mich!«

Schließlich stieß er seinen Schwanz tief in meine Möse. Er füllte mich ganz aus, und die Hitze seines Glieds trieb mich schon beim ersten Stoß über die Grenze der Lust.

Dominik umklammerte meine Handgelenke und begann sich rhythmisch zu bewegen. Ich stemmte mich seinen Stößen entgegen.

Er vogelte mich, bis es anfang wehzutun und er außer Atem war.

Keuchend hielten wir inne. Er beugte sich über mich und löste zärtlich meine Handfesseln. Behutsam streckte ich die Arme, und das Blut floss in meine Hände zurück.

»Bleib so«, sagte er. Als ob ich weglaufen könnte, solange er in mir war.

Doch er zog sich aus mir heraus und ließ sich neben mich aufs Bett sinken. Mit der einen Hand strich er mir übers Haar, die andere schob er mir zwischen die Beine, bis er meine empfindlichste Stelle gefunden hatte und ich wieder zu stöhnen begann. Ich glaubte zwar nicht, dass ich in dieser Lage, auf dem Bauch liegend, kommen konnte, wollte es ihn aber versuchen lassen.

»Dreh dich um«, flüsterte er, als hätte er mir meine Zweifel angesehen. Ich rollte mich auf den Rücken.

Er streichelte mich rhythmisch weiter und richtete sich auf, um sehen zu können, was er tat. Ich sah ihm zu, wie er mich ansah und wie sein Blick aufmerksam dem Pfad seines Fingers folgte. Dann blickte er mir in die Augen und lächelte. Wir Voyeure erkennen uns. Mit seiner freien Hand fuhr er mir über den Bauch, zwischen den Brüsten hindurch und umkreiste mit den Fingerspitzen meine Nippel. Schließlich ließ er die Hand locker auf meinem Kehlkopf ruhen.

»Schließ die Augen.«

Dominik hatte es schnell begriffen, und als ich mit geschlossenen Augen alle Ablenkungen ausblendete und er mit eifriger Hand meine Lust anfeuerte, ergab ich mich meinem Orgasmus, dessen Wogen mit einer fast schmerzhaften Kraft von meiner Scham ausgingen und sich in meinem ganzen Körper bis zu meinem Kopf ausbreiteten, um nach wenigen Sekunden in nichts zu vergehen.

Als ich die Augen aufschlug, sah ich Dominiks Blick auf mir ruhen. Er war ganz offensichtlich mit sich zufrieden. Ich komme nicht leicht zum Orgasmus, und außer Dominik habe ich nur ein, zwei Liebhaber gehabt, die es geschafft hatten, ohne dass ich selbst nachhelfen musste.

»Braves Mädchen«, sagte Dominik. So abgedroschen diese Bezeichnung war, verfehlte sie doch nie ihre Wirkung auf mich und löste auch jetzt eine neue Glutwelle in mir aus.

Wir beschlossen, für die noch verbleibenden Nachtstunden in Dominiks Hotel umzuziehen. Das Doppelbett dort war eindeutig bequemer als mein schmales Lager, außerdem ging das Fenster seines Zimmers auf den Washington Square Park.

Am Morgen liebten wir uns noch einmal, beide noch schlaftrunken, in Löffelchenstellung. Als ich mich an ihn kuschelte, spürte ich seine Erektion in der Spalte zwischen meinen Po-backen und kurz darauf in mir. Er legte beschützend den Arm um mich und ließ die Hand auf meiner Brust ruhen. Ich schob mich mit sanften Bewegungen ihm entgegen. Wir liebten uns zärtlich und mit einer gewissen Wehmut. Das Feuer der vergangenen Nacht war in der bitteren Erkenntnis des nahen Abschieds erloschen und ließ nur Verlangen und Sehnsucht zurück.

Später stand ich nackt am Fenster und spielte zum letzten Mal für ihn. Ich hatte mich für den Song »Message to my Girl« entschieden, mein Lieblingsstück der Gruppe Split Enz, das sie zusammen mit dem New Zealand Symphony Orchestra aufgenommen hatten, obwohl es ohne die Orchester-musiker, die Querflöte, das Klavier und Neil Finns Stimme natürlich nicht die gleiche Wirkung hatte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich für Dominik nur klassische Stücke gespielt.

Dominik kannte natürlich weder den Text, noch löste es in ihm die Heimatgefühle aus, die sich bei mir meldeten, wenn ich diesen Song spielte, der mir die Landschaften von Aotearoa, wie Neuseeland von den Ureinwohnern genannt wird, vor Augen rief. Trotzdem hoffte ich, ihm ein wenig des Zaubers meiner Heimat und meiner Sehnsucht nach ihr vermitteln zu können.

Schließlich legte ich die Bailly beiseite und setzte mich zu ihm aufs Bett.

»Sollen wir frühstücken gehen?«, fragte ich.

Als wir schließlich das Lokal betraten, war es schon Zeit zu brunchen. Ich war mit Dominik ins Caffè Vivaldi in der Jones Street gegangen, nur einige Blocks westlich des Hotels. Es war

einer der Gründe, weshalb ich im Village wohnte, zumal mir mit meiner sentimental Ader der Name des Cafés irgendwie Glück zu versprechen schien. Außerdem gab es hier einmal in der Woche eine offene Bühne für Musiker aller Stilrichtungen. Ich hatte mich bisher noch nicht beteiligt, saß aber gerne in dem Lokal und genoss die Atmosphäre. Den Berichten nach war die Gegend allerdings nicht mehr das, was sie einmal gewesen war – die Künstler waren mittlerweile in günstigere Viertel gezogen und von gut situierten Bürgern abgelöst worden, die das Gemeinschaftsgefühl, die kleinen Läden und Cafés und die Parks in der Umgebung schätzten. Das erklärte auch meine hohe Miete für mein winziges Zimmer. Ein bisschen von dem einstigen Zauber lag aber noch immer in der Luft, und ich hoffte, dass sich von der Energie all der Musiker, die vor mir auf diesen Stühlen gesessen hatten, auch etwas auf mich übertrug.

Das Lokal servierte auch gutes Essen und perfekt gewürzte Bloody Marys. Das bestellte ich mir jetzt. Mittlerweile hatte ich mich daran gewöhnt, allein mit Alkohol zu feiern, während Dominik einen Espresso oder eine Pepsi trank.

Vielleicht hatte mich der Alkohol kühn gemacht, denn gewöhnlich zeigte ich nicht so leicht, wie es um mich stand, besonders wenn mir ein Liebhaber gegenüber saß. Doch mit jeder Minute, die verstrich, rückte der Abschied näher, und die über das Zifferblatt eilenden Zeiger der Uhr an der Wand ließen mich alle Vorsicht vergessen.

»Du wirst mir fehlen, Dominik.«

Er legte die Gabel nieder und sah mich an. »Du mir auch.«

Ich versuchte, mich zu konzentrieren. »Danke, dass du gekommen bist. Es bedeutet mir viel, dass du hier bist, auch wenn es nur eine Stippvisite war. Ich komme schon klar, aber

ich kann jetzt nicht aus New York weg. Meine Musik ... Ich hatte einige Anlaufschwierigkeiten, doch jetzt funktioniert es prima mit dem Orchester.«

»Freut mich zu hören. Du sollst auch gar nicht fortgehen. Bleib hier und mach das Beste draus. Ich kann jetzt auch nicht aus London weg. Ich habe zwar ein paar freie Projekte, aber mein Vertrag mit der Hochschule läuft noch mindestens bis zum Semesterende.«

Ich nickte.

»Und es ist doch gar nicht so weit«, meinte er versonnen.
»Schlimmstenfalls ein Flug von sieben Stunden. Es gibt die Wochenenden, bald ist das Semester zu Ende, und außerdem, um ehrlich zu sein ... «

» ... kann ich mir nicht vorstellen, dass es mit uns besonders gut klappt, wenn wir uns ständig sehen«, beendete ich den Satz für ihn.

»Nein. Es gibt eine Menge Dinge, über die wir noch nicht gesprochen haben. Ich weiß, dass du deine Nächte in New York nicht immer allein verbracht hast, und ich in London ebenso wenig. Ich finde nicht, dass wir das ändern sollten. Wir haben ... «

» ... schließlich keine Beziehung?«

Er lachte. »Nein, von Beziehung will ich gar nicht reden. Meiner Meinung nach ist das Ganze nicht so einfach.«

»Aber ich empfinde mit keinem Mann so etwas wie mit dir. Als würdest du mich von mir selbst befreien. Du bist der Einzige, der diese Wirkung auf mich hat.«

Ich hatte Dominik noch immer nichts von Victor erzählt. Victor, das war etwas ganz anderes. Ich hatte Victor erlaubt, mit mir gewisse Dinge anzustellen, aber ich sehnte mich nicht so sehr danach, wie ich mich nach Dominik sehnte.

Vor nicht allzu langer Zeit hatte ich noch gemeint, Dominiks Gesichtsausdruck sei undurchdringlich, doch jetzt, da ich ihn besser kannte, konnte ich lesen, was seine Augen verrieten. Lust. Hitze. Einverständnis.

»Gut«, sagte er. »Das Gleiche gilt für mich. Ich mache diese Art von Sachen nämlich auch nicht mit jeder.«

Jetzt musste ich lachen. Es klang, als rechtfertige sich der Held aus einer Fernsehserie für seinen Seitensprung.

»Das meine ich ernst.« Er griff nach meiner Hand. »Ich verstehe es ja selbst nicht, aber ich weiß, was ich fühle. Du bringst mich dazu, dass ich ... irgendetwas mit dir anstellen will.«

»Und wenn ich dich sehe, dann möchte ich, dass du etwas mit mir anstellst.«

»Fein«, sagte er lächelnd. »Darin zumindest sind wir uns einig.«

»Dann ist es also abgemacht?«

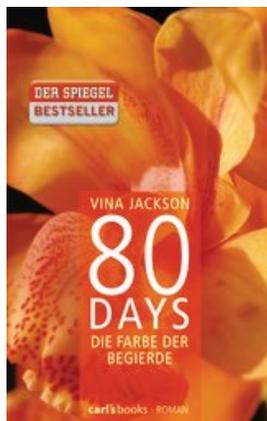
»Dass nichts abgemacht ist?«

»Ja.«

»Ich komme wieder. Dann höre ich mir das Orchester an und genieße, was New York zu bieten hat. Ehrlich, alles, was du mir vorschlägst. Aber in der Zwischenzeit musst du mir von deinen Erlebnissen berichten. Wie wir es abgesprochen haben.«

Er bestellte noch einen Espresso und ich eine weitere Bloody Mary. Ich hatte keineswegs vor, mich in seinem Beisein zu betrinken, doch die scharfen Gewürze und der Wodka milderten den brennenden Schmerz, der mich immer stärker erfasste, je näher der Abschied rückte.

Wir verbrachten den Rest des Nachmittags im Caffè Vivaldi, tranken Kaffee, plauderten, lachten und lauschten dem



Vina Jackson

80 Days - Die Farbe der Begierde

Band 2 Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 400 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-58524-5

carl's books

Erscheinungstermin: November 2012

Junge, urbane, moderne Erotikliteratur!

Summer und Dominik haben sich nun in New York niedergelassen, wo sie versuchen, als Paar zu leben. Beide sind nicht daran gewöhnt, mit jemandem zusammen zu wohnen, und beide sind mit ihren Rollen der Unterwerfung und Dominanz beschäftigt. Summers musikalisches Talent wird erkannt und gefördert, und ein Dirigent empfiehlt ihr, eine Solokarriere zu starten. Da taucht ein früherer Liebhaber von Summer auf und erpresst sie mit kompromittierenden Fotos. Also akzeptiert sie, hinter Dominiks Rücken an einer Gruppensexparty teilzunehmen. Auch Dominik ist zufällig eingeladen. Zuerst sind beide schockiert. Doch dann genießen sie es umso mehr, was sie tun und beim anderen beobachten. Kurz darauf trennen sich ihre Wege. Doch Summer, die nun dem Sex völlig abschwört, kann Dominik und ihre gemeinsamen erotischen Abenteuer nicht vergessen ...

 [Der Titel im Katalog](#)